

Jens Jessen

Laudatio auf Kurt Drawert und Adolf Endler
aus Anlaß ihrer gemeinsamen Ehrung durch den Rainer-Malkowski-Preis
der Bayerischen Akademie der Schönen Künste

Ich, leider Mensch, bin ratlos: Mein Gefühl
Wird dutzendmal am Tag und mehr gebrochen
(...)
Willst du es ändern, schlag mich tot!
Adolf Endler 1963

Ich ahne nicht, ob das Feinsinn ist
oder Schlamperei oder beides
Eckart Krumbholz 1991

Der Organismus der Ideen ist auf das Maß
seiner Metastasen geschrumpft
Kurt Drawert 1993

Sie können mich nicht betrügen. Ich spüre es doch. Ich spüre die lautlos hallende Frage im Raum, die ich selbst, unter anderen Umständen, niemals zu stellen gewagt hätte. Ich spüre, daß Sie von mir wissen wollen, was Kurt Drawert und Adolf Endler, nachdem sie schon gemeinsam einen Preis bekommen, darüber hinaus noch gemeinsam haben könnten. Sie hoffen, auch das spüre ich, daß sich diese Gemeinsamkeit nicht in dem Preis erschöpft und nicht in dem trivialen Umstand, daß es sich bei beiden um

ostdeutsche Lyriker handelt, die dem DDR-Regime ablehnend gegenüberstanden.

Aber worin sollten die höheren Gemeinsamkeiten bestehen? Es ist nicht die gleiche Generation, Drawert stammt aus der Mitte der fünfziger Jahre, Endler ist fünfundzwanzig Jahre, ein ganzes Leben und einen Krieg älter. Drawert ist in die DDR hineingeboren, Endler hat sie aus eigenem Entschluß gewählt, indem er ungefähr zu der Zeit, als Drawert geboren wurde, von Düsseldorf in die DDR umzog. Vor allem aber – es ist nicht das gleiche Temperament. Endler und Drawert sind sich in ihrem dichterischen Temperament etwa so ähnlich wie ein Papagei und ein Zaunkönig. Drawerts Lyrik ist still und beherrscht, Endlers schrill und spektakelnd. Drawert wendet sich ab mit Grausen von dem Sprachmüll unserer Gegenwart, Endler türmt ihn mit sardonischem Vergnügen zu wahren Restmüllpyramiden. Drawert ist Melancholiker, Endler Ironiker. Wenn ich vor meinem geistigen Auge die Dichter imaginiere, dann sehe ich Drawert vor einer einsamen Landschaft in eine schweigende Weite träumend, Endler dagegen mit grimmigem Humor vor einer Kneipe gestikulierend.

Was also hat sich die Bayerische Akademie der Künste gedacht, als sie diese beiden grundverschiedenen Poeten unter denselben Preis gezwungen hat? Sie hat offenbar, wie andere ehrwürdige Akademien in ehrwürdigen Jahrhunderten zuvor, eine Preis- und Rätselfrage stellen wollen, die der Laudator nun beantworten soll. Und in der Tat, ich glaube, ich habe das Rätsel der Gemeinsamkeit lösen können.

Es handelt sich um die Wohnung.

I

Es ist die Wohnung, die Adolf Endler und Kurt Drawert gemeinsam haben. Natürlich nicht irgendeine beliebige Wohnung, in der sie zufällig, zugleich oder nacheinander gewohnt haben – sondern ein ganz bestimmte, eine sprechende und bezeichnende Wohnung, wie sie von beiden erlitten und schließlich zur Chiffre des verfallenden Landes und ihrer prekären Existenz erhoben wurde.

Es ist „diese Wohnung“, mit den Worten Drawerts, „die, von der sogenannten Küche aus betrachtet, in der alle Leitungen lange schon aus bautechnischen Gründen vom Strom-, Gas- und Wassernetz abgetrennt sind und in der aus offenliegenden Abflußrohren, die wie freie eiternde Wunden im Wandkörper liegen, alle Gärungs- und Fäulnisgerüche dieser Welt in die sogenannte Stube dringen..., die also nichts als ein besseres

Einstiegsloch in die Kanalisation darstellt...“

Diese Wohnung in Leipzig also, deren allegorischen Zerfall Kurt Drawert in seinem berühmt gewordenen Prosastück *Haus ohne Menschen* beschreibt, entspricht ziemlich genau der Wohnung, die Adolf Endler in Berlin als „jenes bröckelnde und tiefende Uralt-Quartier 100 Meter neben der sogenannten Mauer“ beschrieben hat, in der „Straße Hinter den Müllkübeln, Nähe Koth-Allee, Ecke Kottzplatz“. Diese Wohnung ist auch der Schauplatz von Endlers jüngster Prosa mit dem barocken Titel *Nächtlicher Besucher, in seine Schranken gewiesen*. Der Besucher wird vor allem von der Wohnung in Schranken gewiesen beziehungsweise der Bewohner benutzt sie, um den unerwünschten Besucher einzuschüchtern: „Ich will gerne gestehen, das ich mich (ersatzweise für die KOMMUNALE WOHNUNGSVERWALTUNG) ... dieser Bude insgesamt nun doch hin und wieder recht ordentlich schäme; dieses *besseren Schweinekobens*, durch dessen „Decke“ soeben nicht zum ersten und gewiß nicht zum letzten mal im Rahmen unseres stattlichen Prosagebildes etwas tröpfelt, rinnselt, sickert, pispelt und plurrt, oh nein, mein Bester, das sind die zerfaserten Rohrleitungen unseres Miethauses nicht!: Das Grünliche dort auf ihrer hängenden Schulter, wie es sich im Zeitlupentempo schweigend ausdehnt und um ihren schönen Nacken sich legt wie ein *klebriger Auswurf* und gleichsam als Shawl...“

Genug. Diese Wohnung, wie es sie in allen Städten der DDR gab, hat nicht nur Löcher in der Decke, sondern auch im Fußboden, die Fenster schließen nicht, sie ist der Witterung und dem Straßenlärm unerträglich ausgesetzt: sie ist, wie es Drawert sagt, mit offizieller Absicht und Genehmigung zum Verfall und zum Grab für ihre Bewohner bestimmt. Diese Wohnung ist eine Allegorie, die es schrecklicher- und wunderbarerweise in der Realität gab – schrecklicherweise für die Normalbürger, wunderbarerweise für die Dichter.

Über den Absturz der sozialistischen Ideale in den real existierenden Verfall hat Kurt Drawert im Rückblick einmal gesagt: „Der Organismus der Ideen ist auf das Maß seiner Metastasen geschrumpft“ – das heißt, es handelt sich recht eigentlich gar nicht um einen Absturz und noch weniger um ein Scheitern der sozialistischen Ideen, wie oft gesagt wird, sondern um ihre notwendige krankhafte Entartung beim Übergang in die Realität. Der deplorable Zustand der DDR war eine Konsequenz ihrer Ideenwelt – eben genau so, wie Metastasen eine Konsequenz des Ursprungskrebses sind.

Diese Wohnung, die geschilderte, prototypische Wohnung war eine logische Emanation des sozialistischen Staates. Man kann sie auch als Metapher nehmen – nämlich für all das, was zwar hinter dem Rücken der Parteipropaganda, der offiziellen Sprache geschieht, aber möglicherweise als ihre Konsequenz. Es ist jedenfalls auffällig, wie unsere beiden Dichter in der Beschreibung des Verfalls und des Moderns dieser Wohnung schwelgen, sie können sich gar nicht satt schreiben an der Schilderung dessen, was offiziell unsichtbar und auch nicht zu schildern war. Man könnte sagen: die Sprache des Dichters triumphiert gerade dort, wo die offizielle Sprache schweigt. Kurt Drawert würde sogar sagen: Die Dichtersprache kann immer nur dort, in der verfallenden, zerstörten Wirklichkeit sein, jenseits der offiziellen Sprache und ihrer schönen Lügen. Die Dichtersprache ist die schlimme Wahrheit und das schlechte Gewissen der offiziellen Sprache.

Dies ist die bedeutendste Gemeinsamkeit von Kurt Drawert und Adolf Endler: daß sie besessen sind von der offiziellen Propagandasprache, dem, was der Russe Boris Chasanow einmal das Heilige Abrakadabra der Partei genannt hat, und daß sie die Wirkung dieser Propagandasprache, die andernorts nur belacht wurde, für so fatal und toxisch halten. Drawert und Endler rechnen mit einer Totalvergiftung des Sprachbewußtseins durch das Kauderwelsch der Klassiker – und mit der Möglichkeit, wenn nicht Pflicht der Dichtung, ein Gegengift zu verabreichen. Wie dieses Gegengift herzustellen und zu verabreichen ist, daran trennen sich dann freilich die dichtungstheoretischen und -praktischen Wege wieder. Endler ist Homöopath und Drawert Allopath, um das Prinzipielle des Wesensunterschiedes schon einmal anzudeuten.

Drawert sucht nach dem Anderen, nach einer Sprache, die soweit wie irgend möglich von der offiziell verabreichten entfernt ist, sauber, klar und still. Endler dagegen arbeitet mit dem giftigen Material selbst, er stellt durch Übersteigerung und Kondensierung eine poetisch wahnsinnige Potenzierung, eine Art Impfstoff her, der im Körper des Lesers zu einer heftigen Immunreaktion führen soll. Drawert versucht den Patienten in einen Luftkurort der Sprache zu entführen, von dem aus die Abscheulichkeit des lügenhaften Sumpfes umso sichtbarer wird; Endler dagegen ist der Bademeister, der den Sumpf als Kurpackung verabreicht.

II

Es wäre im übrigen nicht weiter nötig, sich mit der Wirkungsweise beider Therapien zu beschäftigen, wenn die Sprachkrankheit sich mit dem Untergang der DDR erschöpft hätte. Sie war aber dort nur besonders leicht zu diagnostizieren. Sowohl Drawert wie Endler haben bald entdeckt, Endler vielleicht sogar schon zuvor gewußt, daß die Sprachverderbtheit, die Bewußtseinsvermüllung keine totalitäre Partei als Erreger haben muß. Die Werbung, die Medienwelt des Westens können mühelos ein verwandtes Krankheitsbild hervorrufen. Es scheint nur, darüber streiten die Fachleute noch, nicht so zielstrebig letal zu verlaufen, sondern nur die Verstandes- und Gefühlskräfte nachhaltig

zu schwächen.

Wenn man dieses Krankheitsbild ganz allgemein als gefährliche Behinderung und Schwächung der Wirklichkeitswahrnehmung definieren will, dann kann man nach dem Krankheitsverlauf einen Ost- und einen Westerreger unterscheiden: der Osterreger, der in allen, übrigens nicht nur linken Diktaturen zu Hause ist, führt zur vollständigen Wirklichkeitsblindheit, so daß der Patient in seinen eigenen vier Wänden tödlich verwaht, letztlich an den Ausscheidungen erstickt, die er nicht mehr erkennt – während der Westerreger den Kranken nur lähmt, so daß er einen dauerhaft tauglichen Wirtskörper für den Erreger abgibt, der ihn nach seinen Interessen zu manipulieren beginnt. Kurzum: Der Ostpatient krepirt, der Westpatient geht shoppen.

Die Furcht, ich meine die durchaus berechtigte Furcht, vor einem pathogenen Versagen der Sprache, vor einer Irreführung durch Sprache hat nicht nur die DDR überlebt, sie war auch zuvor schon da. Sie ist so alt wie die Moderne und ihre Möglichkeiten der Massenkommunikation. Die Furcht war schon da, bevor zwei Diktaturen die Macht der Manipulation durch gezielte Sprachverarmung bewiesen haben und bevor die Konsumwerbung an der semantischen Entmündigung des Bürgers zu arbeiten begann. Es waren auch schon die beiden Therapien, gewissermaßen vorbeugend, im Umlauf, es hat die beiden exemplarischen Behandlungsmöglichkeiten, nach Drawert und nach Endler, in der deutschen Literatur immer gegeben, die Asketen und die Schocktherapeuten der gezielten Überfütterung, die Weltflüchter und die Bahnhofsmisionare vor Ort, die Schweige- und die Bettelorden, Hofmannsthal und Döblin.

Hofmannsthal empfahl den Rückzug, die vornehme Askese, die Verweigerung der verdummten Welt verdummt Massen – Döblin sagte; da müssen wir durch. Er schickte seinen Biberkopf auf dem Weg der Läuterung durch die ganze versaute Reklame- und sprach-restringierte Unterschichtenwelt. Aber auch Biberkopfs Weg sollte, das dürfen wir nicht vergessen, ein Heilsweg, ein christologischer Kreuzweg sein, der allerdings durch den Schweinkoben des Diesseits zu führen hatte. Es geht also nicht, um einem naheliegenden Mißverständnis vorzubeugen, um unterschiedliche Grade der Empfindlichkeit und des Ekels, der Verzweiflung und des Pessimismus. Es geht um unterschiedliche Wege. Das ist wichtig.

Das ist sehr wichtig, um auch die unterschiedliche ästhetische Physiognomik unserer beiden Dichter, ich meine jetzt wieder Drawert und Endler, gerecht zu beurteilen. Es wäre nämlich sonst durchaus möglich, in Drawert den Moralisten und in Endler den zynischen Spaßmacher zu sehen, betrachtet man nur das Sprachmaterial, mit dem sie umgehen. Drawert geht in der skrupulösen Auswahl der Worte, die er allenfalls noch für tauglich und unbelastet hält, bis zum Verstummen. Endler dagegen wühlt begeistert in dem verdorbenen Material, illuminiert von der schwarzen Sonne seines Ekels, und collagiert und recyclet, bis – nun, manchmal bringt er das Material nur zur Selbstentlarvung, manchmal bis zur Wiedereroberung einer neuen, ergreifenden Unschuld und Unmittelbarkeit.

Es sind nämlich in Wahrheit beide große Moralisten. Drawert ist ein Moralist der Gesellschaft, Endler der Existenz. Der Moralist Drawert hält die Gesellschaft für verkommen, der Moralist Endler schon die menschliche Existenz. „Vielleicht“, hat Endler einmal gesagt, „ist meine ganze Existenz nicht so sehr auf DDR und Sozialismus zu beziehen, sondern auf die Frage, ob das Leben absurd ist oder nicht.“ Der Wurm steckt bei Endler also schon im Menschen drin, bevor er sich vergesellschaftet. Bei Drawert wird der Mensch erst im Augenblick der Vergesellschaftung zum Wurm.

Anders, als man denken möchte, ist nicht der Fonds der Verzweiflung der tiefste, aus dem der Melancholiker Drawert schöpft; denn es gibt für ihn das Kind, das im Wortsinne des Infanten unschuldige, das erst mit dem Spracherwerb in die Bosheitswelt der Erwachsenenengesellschaft tritt, wie er in einem überwältigend ergreifenden Essay am autobiografischen Muster ausbuchstabiert hat. Aber der tiefer verzweifelte ist Endler, der

Humorist, der Satiriker und Kabarettist, der an eine voranfängliche Unschuld gar nicht glaubt, weder vor der Gesellschaft noch an eine wieder zu erobernde nach der Gesellschaft.

Es ist in diesem Zusammenhang überaus aufschlußreich, daß Endler mit Nachdruck einmal seine Verachtung für die „kalten und falschen Seelenvollen“ artikuliert hat, also jene, die glauben, eine Seele und eine Sensibilität den anderen vorauszuhaben, während sie in Wahrheit nur Solidarität verweigern, wenn sie nicht gar die vorgebliche Empfindsamkeit zur betrügerischen Camouflage ihrer Kältherzigkeit benutzen.

Ebenso wie es aufschlußreich ist, daß Drawert in Kaspar Hauser seinen persönlichen Mythos gefunden hat. Der berühmte Findling des 19. Jahrhunderts, der aus dem sprachlosen Naturzustand in die Gesellschaft eingeführt und für die Gesellschaft sprachlich zugerichtet wurde, spukt überall durch Drawerts Werk und hat es diesen Herbst zu einem ganzen Roman gebracht.

Wenn aber Drawerts expliziter Prototyp Kaspar Hauser ist, der aus paradiesisch unschuldiger Vorgeschichte in die sündige Sprachgeschichte eintritt, dann ist Endlers impliziter Prototyp der Penner, der in alten Zeitungen und Propagandamüll, in aktuellen Prospekten und verworfenen Traditionen wühlt. Während Kasper Hauser seiner Natur nach unschuldig ist und unter Schuldige gerät, ist Endlers Penner ein Faun, der sich mit erheblicher Koketterie selbst einen „dirty old man“ nennt, mit Tabubrüchen und Ziegenbockgemecker Furcht und Schrecken unter den Spießern verbreitet.

Wo bei Drawert Mißtrauen in die Mehrheitsgesellschaft ist, da ist bei Endler Verachtung. Ich wage einmal, nur jetzt, nur für den Raum dieses Vortrags die riskante Formulierung: Drawert inszeniert sich als Schriftsteller in der Rolle des Opfers, Endler in der Rolle des Täters. Mit einer schönen Formulierung des Germanisten Walter Hinck: Drawert „nimmt die Schutzlosigkeit hin, mit der er seine Freiheit bezahlt“. Endler dagegen bewaffnet sich, bis unter die Zähne, mit den höhnisch verbogenen Waffen, die er seinen Gegnern abgenommen hat.

III

Mißtrauen ist da, wo man noch etwas unterscheiden kann, die Wahrheit vom Lug, und wo man vor allem den Trug fürchtet, der das eine gegen das andere tauschen will.

Verachtung ist dort, wo man sich die Mühe der Unterscheidung nicht mehr macht, wo man nur noch mit Lug und Trug rechnet.

Deshalb ist es mit Endler und Drawert noch einmal anders, als es die gerade skizzierte Rollenverteilung des Märtyrers und des Provokateurs nahelegt. Der leidende Dichter Drawert ist hier nämlich, insofern er mißtrauisch Wahrheit und Lüge sortiert, der aktiv zensierende Dichter. Der beleidigende Dichter Endler dagegen, insofern er nicht sortiert, sondern nur collagiert, ist der passiv resignierende Dichter.

Endlers Sprachskepsis ist generell – schon indem er es für möglich hält, jedes Wort aus jeder Sphäre mit jedem anderen Wort aus jeder anderen Sphäre zu collagieren, gibt er zu verstehen, daß jedes Wort in jedem Zusammenhang trügen kann, womöglich sogar nichts mehr besagt. Drawerts Sprachskepsis dagegen ist keineswegs generell, es ist vielmehr eine besondere, eine Herrschaftssprachskepsis. Sprache ist dann, vielleicht sogar nur dann, suspekt, wenn sie dazu dient, Herrschaft auszuüben, indem sie Satzmuster als Gedankenmuster vorgibt und kollektive Sprechakte an die Stelle individueller Sprechakte setzt.

Es gibt eine filigrane Theorie dazu bei Drawert, die ich, er möge mir verzeihen, nur höchst holzschnittthafte andeuten kann. Ein wesentliches Moment der Herrschaft durch die Sprache ist die Eroberung der bis dahin vorsprachlichen, sozusagen körperlichen

Bewußtseinsinhalte des Individuums – sie werden mit Gewalt versprachlicht, bis sie sich auch sprachlich behandeln, also verformen, zerstören, manipulieren lassen. Nicht ohne bittere Ironie zeigt Drawert, wie schon innerfamiliär im Medium der „unendlichen Aussprache“, wie er es nennt, nämlich zwischen Eltern und Kindern die Herrschaftstechnik ausgeübt wird, die sich im autoritären Staat zwischen Abweichler und Parteikollektiv oder im liberalen Staat zwischen Konsummuffel und Werbebotschaft vollzieht.

Diese ausformulierte Sprachtheorie Drawerts findet bei Endler – nun, eigentlich, kein Pendant. Dem Theoriediskurs entspricht vielmehr ein Verzweiflungsdiskurs bei Endler – etwas, das nicht begrifflich vorgetragen, sondern gestisch vorgeführt wird. Warum? Weil die Verzweiflung bei Endler stets von einem Stolz begleitet wird, der wie aus fernen Zeiten seltsam aristokratisch hinüberraagt. Der Stolz verbietet die Verzweiflung nicht, wohl aber, sie auszustellen. Man muß deshalb weit zurückgehen in seinem Werk, um auf etwas explizit zu stoßen, was man damals das Gebrochene nannte. Dieses Gebrochene war etwas, was in der sozialistischen Ästhetik der sechziger Jahre so ziemlich die schlimmste Verfehlung war, die ein Kritiker einem jungen Autor wie Endler vorwerfen konnte. Endler antwortet also, wie er höhnisch titelte, „Dem ungebrochenenen Rezensenten“ 1963 mit folgendem Gedicht:

„Gebrochene Gefühle!“ rügt er manchen kühl
Will jener Rezensent auf Steine pochen?
Ich, leider Mensch, bin ratlos: Mein Gefühl
Wird dutzendmal am Tag und mehr gebrochen.

Wie ist ein ungebrochenes Gefühl? Mit glatten Rändern?
Meins jubelt heute, morgen schon in Not!
Meins ist gebrochen. Kann ichs denn ändern?

Willst aber du es ändern, schlag mich tot!

Aber wie es nun einmal so ist, berühren sich die Gegensätze, die ich zwischen Endler und Drawert so scharf heraus zu arbeiten versucht habe, am Ende doch – und zwar auch im Lebensgefühl und über den Abstand vieler Jahrzehnte hinweg. Es gibt ein Gedicht Drawerts aus dem Jahre 1993 mit dem Titel „Zustandsbeschreibung.

Zwischenbericht“:

Im sächsischen L., einer Stadt
Im Auswurf der Zeiten,
habe ich nichts mehr

verloren. Gewonnen hab ich
die Einsicht vom Ende
der Herkunft. Was bleibt,

ist der Name
für meine vermutete
Person,

wie er auf amtlichen
Kopfbögen steht.
Und daß mein linker Fuß

Auf Dauer krank
Und verpuscht ist.
Da hilft auch die Freiheit

Als geordnetes Rauschen
Im Heizkörper nichts,
nichts hilft

der letzte schöne Weg
aller Dinge von gestern
in die Entsorgung

nichts hilft die Gnade,
die Orte der Hinfälligkeit
zu vergessen

Politisch betrachtet
Meine ich bildlich gesprochen
Schon lange nichts mehr,

und so sage ich klar:
meine Jahre bis heute
sind eine Schleifspur
gebrochener Schritte
aus oben beschriebenen Gründen
im anders grauen Sand.

Ja – so ist das. Gebrochene Gefühle – bei Endler; gebrochene Schritte – bei Drawert.
Das Leben eine Schleifspur im anders grauen Sand. Darauf könnten sich die beiden
einigen – aber wohl nicht darauf, wer daran schuld ist, das Leben selbst, wie Endler
vielleicht sagen würde, oder jene, die den Sand vergraut haben, wie Drawert vielleicht
meint.

IV

Ich breche ab. Ich beende jetzt diese willkürliche, doch traditionsstolze
Gegenüberstellung nach dem Muster von Plutarchs Doppelbiographien, zu der mich die
ehrwürdige Akademie gezwungen hat. Ich fasse meinen Bericht an die Akademie wie
folgt zusammen:

Die Wohnung, in der die Dichter Drawert und Endler zu Hause sind, ist die
gleiche; aber wie sie darin hausen, das unterscheidet sich drastisch. Der eine hat einen
Putztick, der andere einen Sammelwahn; der eine räumt unablässig auf, der andere ist

ein Messie. Ich will gerecht sein: Ganz gewiß gibt es einen Willen zur Ordnung auch bei Endler, und eine vernachlässigte krautige Ecke auch bei Drawert. Aber ganz gewiß gibt es bei Kurt Drawert nicht und nirgendwo jenes Endlersche In-eins-fallen von Sinn und Unsinn, das mir vor Zeiten einmal Eckart Krumbholz demonstriert hat.

Sie werden wahrscheinlich Eckart Krumbholz nicht kennen? Aber Sie kennen doch wohl Karl Mickel? Und werden davon gehört haben, daß er einen Schlüsselromam über die Dichter der DDR geschrieben hat mit dem Titel „Lachmunds Freunde“? Nun Eckart Krumbholz, das war Lachmund. Mehr will ich jetzt nicht über Krumbholz sagen, nur soviel, daß ich ihm 1991 einmal ein Buch von Adolf Endler zur Rezension geschickt habe. Es hieß *CITATTERIA & Zackendulst*, und Krumbholz hat es sehr gerne rezensiert, nur mit der Typografie war er unzufrieden. Er schrieb mir: „Bitte überprüfen Sie: Citatteria steht auf dem Titel mit Großbuchstaben, auf dem Innentitel und im Text normal, ich ahne nicht, ob das Feinsinn ist oder Schlamperei oder beides.“

Feinsinn oder Schlamperei oder beides – diese drei Lesarten auf einmal zu provozieren oder zuzulassen, je nach dem, dazu muß man als Dichter erst einmal kommen, sehr verehrter lieber Adolf Endler, ich gratuliere Ihnen. Sie haben den Rainer-Malkowski-Preis verdient.

Und Sie lieber Kurt Drawert, Sie werden darob nicht neidisch werden, Sie werden sich vielmehr glücklich schätzen, daß Ihnen der Feinsinn nicht aus Schlamperei und die Schlamperei nicht aus Feinsinn unterläuft, ich gratuliere Ihnen jedenfalls dazu. Sie haben den Rainer-Malkowski-Preis verdient.